

«Ich möchte wissen, auf welchem Planeten ich lebe»

Cordula von Grünigen, 20, hat eine grosse Leidenschaft: Das Reisen. Nach Schulabschluss verbrachte sie ein Austauschjahr in der kleinen nordkalifornischen Stadt McKinleyville. Ein Interview über ihre Erfahrungen, die Bedeutung des Reisens und zukünftige Reisepläne.

pro juventute-thema: Cordula, welches war deine erste Reise ins Ausland, die du selbstständig, also ohne deine Eltern, gemacht hast?

Cordula von Grünigen: Nach Kenia, mit dreizehn. Ich besuchte da eine Freundin. Meine Eltern brachten mich zum Flugzeug, und auf dem Flug wurde ich von einer Hostess speziell betreut. Und in Kenia holte mich die Familie meiner Freundin am Flughafen ab.

Wie war das für dich, mit 13? Das grosse Abenteuer?

Ja, schon. Ich freute mich vor allem darauf, meine Freundin wieder zu sehen, mit der ich in die Schule gegangen war und deren Eltern in der Entwicklungshilfe arbeiten. Vom Land habe ich allerdings nicht viel gesehen, obwohl wir natürlich auf eine Safari gingen. Aber der Aufenthalt dauerte nur zwei Wochen, und der Besuch bei der Freundin stand eindeutig im Mittelpunkt.

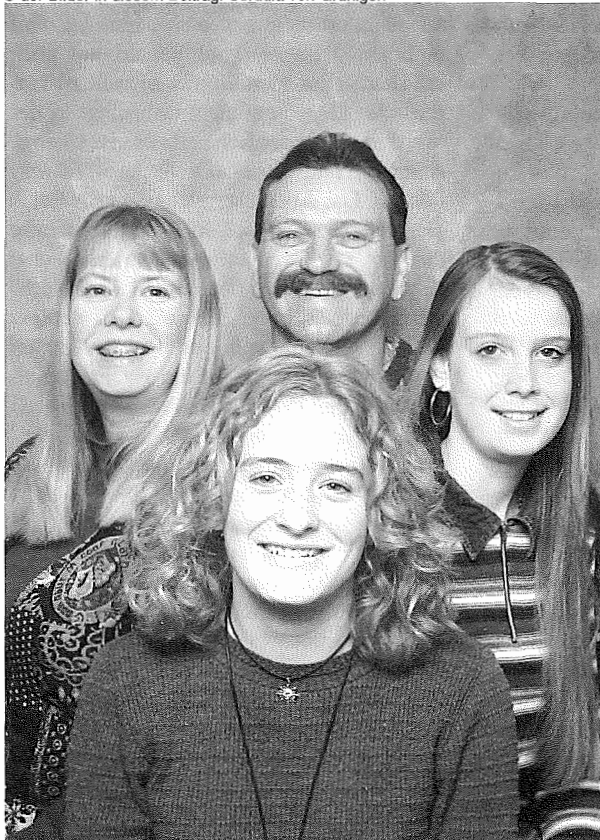
Warst du mit deinen Eltern vorher schon öfters im Ausland gewesen?

In Europa ja, in Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien.

Welches war bisher deine schönste Reise – und warum?

Das war eine Reise nach Hawaii, die ich machte, als ich in den USA im Austauschjahr war. Ich fuhr nicht mit meiner Gastfamilie, sondern mit Freundinnen und einer von deren Gastmüttern da hin. Wir waren zu fünft und hatten unser eigenes Appartement,

© der Bilder in diesem Beitrag: Cordula von Grünigen



Cordula (im Vordergrund) mit ihrer Gastfamilie (von links nach rechts): Belinda, Wayne, Gina.

Interview:
Christian
Urech

unabhängig von den Erwachsenen. Die fünf Freundinnen waren alle ungefähr in meinem Alter, so um die 18. Das war lässig.

Und warum hat dir diese Reise so gefallen?

Hawaii ist für uns Schweizer schier unerreichbar, weil es so weit weg ist. Es hat mich beeindruckt, einmal am anderen Ende der Welt zu sein, auf einer Insel mitten in einem riesigen Meer. Hawaii war mir immer als etwas Unerreichbares erschienen.

Was stand denn im Vordergrund für dich? Die Landschaft, die Kultur, die Menschen, das Gruppenerlebnis mit den Mitreisenden, das warme Wetter, die exotische Kulisse, das happy life am Strand...

Die Landschaft hat mich sehr fasziniert, ich mag das südliche Klima und die Palmen. Aber auch der Life style auf den Inseln hat mich beeindruckt, das «easy going». Die Surfer, die auf den sechs Meter hohen Wellen reiten. Das fand ich beeindruckend.

Ich stelle mir Hawaii sehr amerikanisch vor. Natürlich, es ist ja ein US-amerikanischer Teilstaat, aber ich meine auch von der Kultur her. Oder merkt man etwas von einer eigenständigen südseeinsularen Kultur?

An diese Kultur erinnern eigentlich nur noch Museen, Statuen und Shows für die Touristen. Vielleicht findet man die authentische Kultur eher noch auf einer der kleineren Inseln. Ich war nur auf Oahu.

Aber den Einheimischen begegnet man schon noch?

Ja, schon, aber die sind gekleidet wie wir. Was in Oahu eher auffällt, sind die vielen Japaner. Es ist auch alles auf japanisch angeschrieben.

Reisepläne, Reiseziele

Zu etwas ganz Anderem. Hast du schon einmal eine sogenannte Pauschalreise, zum

Beispiel im Reiseocar an einen spanischen Strand, gemacht?

Einen Eindruck, was an einem solchen Strand alles abgeht, bekam ich vorletztes Jahr in Lloret de Mar. Das war extrem schlimm: so richtig oberflächlich und blöd. Alle haben nur das gleiche Ziel: sich die Birne vollzusaufen und jemanden aufzureisen.

Gibt es Menschen aller Altersklassen dort?

Die meisten sind so zwischen 15 und 30. Eine Disco reiht sich an die andere. Uns hat es da gar nicht gefallen. Wir waren zu viert und hatten ein Apartement etwas ausserhalb gemietet. So konnten wir es selber lustig haben. Klar gingen wir auch in den Ausgang. Das hat uns zwar eher angeschissen, aber es war eine Erfahrung wert.

Welche Reise planst du als nächstes?

Ich fliege mit meinem Freund nach Sri Lanka, wo er aufgewachsen ist. Auch seine Eltern arbeiteten in der Entwicklungshilfe. Wir werden Leute besuchen, aber auch sonst herumreisen. Das wird mein Freund planen – er kennt sich in diesem Land ja ein bisschen aus.

Und dann, im Dezember, wollen meine Freundin und ich durch Australien trampeln. Das wird auch wieder etwas ganz anderes sein.

Man merkt schon, dass das Reisen für dich sehr wichtig ist. Was fasziniert dich denn am Reisen?

Fremde Kulturen, eine andere Atmosphäre, die Horizonterweiterung... Es ist mir in der Schweiz manchmal einfach zu eng. Überall wird dein Blick von Bergen verstellt. Die Schweiz ist ein sehr kleines Land in dieser riesigen Welt, die ich gerne besser kennenlernen möchte. Ich möchte wissen, auf welchem Planeten wir hier leben.

Fühlst du dich anders auf Reisen als im Alltag?

Ich fühle mich freier, nicht nur, weil ich nicht arbeiten muss und keine Verpflichtungen habe. Und ich fühle mich sehr wohl, wenn ich auf Reisen bin.

Bist du ein bisschen der Abenteuer-Typ?
Ja, das habe ich von meinem Vater geerbt.

Es interessiert dich also, Grenzerfahrungen zu machen und etwas zu erleben, das nicht ganz kalkulierbar ist, das vielleicht ein gewisses Risiko enthält?

Das kann man so sagen. In der Schweiz ist alles zu sehr geregelt, und vielleicht wird es mir hier auch deshalb manchmal zu eng. Es geschieht nichts Unverhofftes, Überraschendes. Sogar die Natur ist bei uns geordnet und durchorganisiert, und der Wald wirkt wie aufgeräumt. Es hat keinen Platz für das Wilde. Aus diesem Grund würde ich sehr gerne mal in den Dschungel gehen.

Gibt es für dich auch unangenehme Begleitumstände des Reisens?

Ja, zum Beispiel den Jetlag. Als ich in Brasilien war, ging es mir am zweiten Tag

ziemlich schlecht, auch wegen des Klimas und der Umstellung beim Essen.

Bist du eher der Typ, der eine Reise sehr genau vorbereitet, oder eher der spontane Typ?

Ich bin eher der spontane Typ. Vor allem auf der geplanten Australienreise wollen wir uns vorwiegend spontan bewegen. Natürlich werden wir uns gewisse Dinge herausschreiben oder vor Ort herumfragen, was man gesehen haben sollte, aber im Prinzip wollen wir uns weitgehend vom Zufall leiten lassen und einmal die Freiheit geniessen, nicht planen zu müssen.

Das Amerikajahr

Kommen wir nun zu deinem Austauschjahr in den USA. Wie kam es dazu, was hat dich bewogen, dieses Austauschjahr zu machen, und wie hast du es eingefädelt?

Nachdem ich die Sekundarschule abgeschlossen hatte, wusste ich nicht so recht, welche Lehre ich machen sollte. Ich hatte bereits an vielen Orten geschnuppert, aber richtig zugesagt hat mir nichts. Und so sind wir, meine Eltern und ich, auf die Idee mit dem Austauschjahr gekommen. Wir haben uns bei verschiedenen Organisationen über die Bedingungen informiert, und schliesslich hat es bei den Student Travel Schools (STS) geklappt.

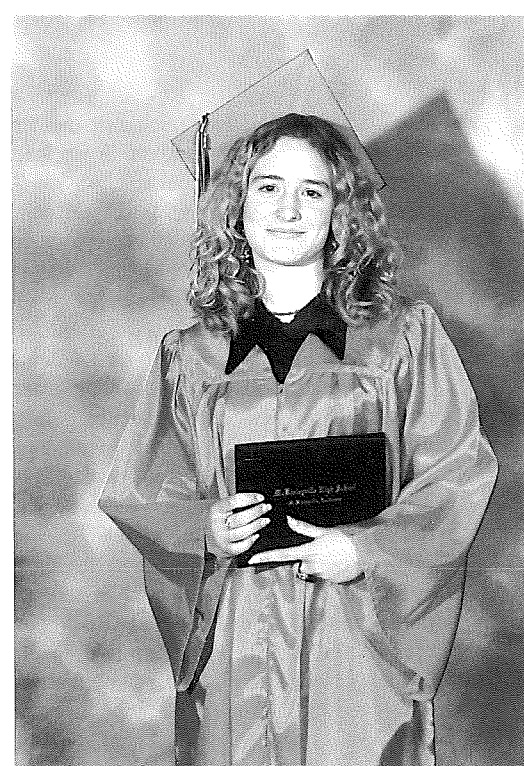
Damals wusste ich noch nicht, wohin in den USA es mich verschlägt. Man konnte ein, zwei Wunschstaaten angeben, aber es gab überhaupt keine Garantie, dorthin zu kommen. Deshalb freute ich mich sehr, als ich erfuhr, dass ich nach Kalifornien kommen würde.

Das war wahrscheinlich wesentlich angenehmer, als wenn du irgendwo in einem Staat im Bible Belt gelandet wärst.

Ja, das dachte ich zuerst auch. Ich stellte mir unter Kalifornien weissen Strand, warmes Wetter und ein lockeres Lebensgefühl vor. Die Stadt, in die ich kam, lag aber in Nordkalifornien, wo das Wetter ziemlich rau und neblig ist und das Wasser zu kalt, um im Meer zu baden. Der Strand mit den Dünen macht einen eher nordischen Eindruck. Die Kleinstadt McKinleyville liegt sechs Autostunden nördlich von San Francisco. Die nächsten grösseren Städte heissen Arcata und Eureka. Arcata ist bekannt als «Hippie-Town». Es gibt da ziemlich viele verwahrloste Leute, die in Baracken und Wohnwagen hausen. McKinleyville gehört zu Humboldt County, und dieser Bezirk ist bekannt für the weed, also den Hanf. Das hat viele Hippies angezogen.

Aber deine Gastfamilie war topseriös.

Genau. Denn es gibt da natürlich schon auch die anderen Quartiere oder Strassenzüge, wo die perfekten Häuschen stehen. Ich wohnte an einer solchen Strasse. Allerdings ist bereits die nächste Nebenstrasse nicht mehr asphaltiert, und «just around the corner» leben die Menschen in ziemlich schäbi-



Cordula als Highschool-Schülerin im vollen Ornat.

gen Baracken. Es gab dort auch immer wieder Polizei. So hatte ich die Gegensätze der amerikanischen Gesellschaft direkt vor Augen.

Ich nehme an, dass es mit angenehmeren und unangenehmeren Seiten verbunden war, in dieser Familie zu leben.

Ein negativer Aspekt war für mich sicher der, dass ich nichts machen durfte, dass sie mich immer so überbehütet haben. Das hat mich eingeengt. Ich hatte in Amerika viel weniger Freiheiten als in der Schweiz.

Durftest du beispielsweise nicht in den Ausgang?

Ich durfte schon in den Ausgang, aber nur am Freitag *oder* am Samstag, weil mein Gastvater während der Woche in der Nacht arbeitete und das Wochenende die einzige Möglichkeit bot, dass die ganze Familie am Abend zusammen sein konnte. Und ich durfte jeweils nur bis zehn Uhr im Ausgang bleiben, obwohl wir es alle sehr lässig hatten beim Billardspielen oder so. Das führte immer wieder zu Auseinandersetzungen. Meine Gasteltern kamen zum Schluss, ich würde mich nie an ihre Regeln halten und immer aufbegehren. Das führte zu einer Riesengeschichte mit dem Counciller, also der für mich zuständigen Kontaktperson bei der Austauschorganisation, die mich vor die Wahl stellte, mich entweder anzupassen oder heimgeschickt zu werden. Das war für mich ein ziemlich starkes Stück, weil der Counciller nur die Sicht der Gastfamilie gelten liess und mich «zusammenschiss», ohne meine Meinung überhaupt zu hören. Das war eine ziemlich schwierige Zeit, weil ich das Gefühl hatte, ganz allein auf mich gestellt zu sein. Umso wichtiger war es für

mich in dieser Situation, mich mit meiner besten Freundin auszutauschen. Irgendwie bekam das meine Gastmutter mit, was wiederum zu einem Drama führte, weil ich angeblich «Familieninternes» ausgeplaudert hatte.

Und wie hat sich diese schwierige Situation aufgelöst? Ich nehme an, du hättest allenfalls die Familie wechseln können.

Das überlegte ich mir tatsächlich, aber dann fuhr ich in die bereits erwähnten Ferien auf Hawaii. Diese vorübergehende Trennung führte zu einer Entspannung auf beiden Seiten. Nebenbei gesagt fand ich diese Ferien wohl deshalb besonders toll, weil ich es vor diesem Hintergrund doppelt und dreifach genoss, endlich einmal tun und lassen zu können, was ich wollte. Nach der Rückkehr lief es besser, und so sagte ich mir, dass ich die noch verbleibende Zeit von Februar bis Juni bei dieser Familie durchstehen und das Beste daraus machen wollte. Und das hat sich denn auch als richtig erwiesen.

Welches waren die positiven Aspekte des Zusammenlebens mit dieser Familie?

Wir hatten es auch gut zusammen, und es ergab sich mit der Zeit eine echte Beziehung. Sie haben mich wie ihre eigene Tochter behandelt, und sie waren auch sehr herzlich. Wir hatten es oft sehr lustig, und es gab auch gute Gespräche. Deshalb wäre es mir auch so schwer gefallen, die Familie zu wechseln.

Die Gastfamilie

Kannst du uns die Familie vorstellen? Du sagst, der Vater hat in der Nacht gearbeitet. Welches war sein Job?

Er hat geputzt, und zwar zuerst von sechs bis halb eins an der Universität, und danach von halb eins bis sechs Uhr in einem Supermarkt.

Von der sozialen Stellung her gehörte deine Gastfamilie also nicht unbedingt der Oberschicht an?

Sie waren materiell nicht schlecht gestellt, aber nur, weil sie so viel arbeiteten. Putzen ist auch in den USA kein Job, der aussergewöhnlich gut bezahlt wird, aber sie haben diese Tatsache durch eine Verdoppelung des Einsatzes wettgemacht. Die Gastmutter hat ebenfalls geputzt, tagsüber, die Unterkünfte der Studenten an der Uni. So haben sich die beiden Ehepartner, Wayne und Belinda, eigentlich nur an den Wochenenden gesehen.

Sie sind beide anfang 40 und haben zwei Töchter. Die eine, Gina, ist ein Jahr jünger als ich, also jetzt 19, die andere, Tonja, zwei Jahre älter und bereits verheiratet mit Kind.

Sind diese Töchter denn auch so überbehütet aufgewachsen?

Ja. Sie hatten auch relativ wenig Freiheiten.

Wie würdest du deine Gasteltern von der Mentalität her beschreiben?

Das ist gar nicht so leicht zu beschreiben. Auf der einen Seite sehr offen, handkehrum gar nicht offen. Sie haben immer wieder



Vorbereitungen für Halloween.

AustauschschülerInnen aufgenommen, obwohl sie das meiner Meinung nach eigentlich gar nicht mehr wollten. Irgendwie hatten sie wohl das Gefühl, sie müssten es tun. Um gut dazustehen...

Vor wem? Vor den Nachbarn? Oder vor sich selbst?

Vor sich selbst vielleicht auch. Obwohl sie auch mit den anderen AustauschschülerInnen immer wieder Stress hatten. Ich würde sagen, dass sie ein ziemlich enges Denken haben. Sie sind eher konservativ. Wobei es, wie gesagt, auch die offene Seite bei ihnen gibt. Ich glaube, ihr Lebenssinn erschöpft sich darin, wie die Verrückten zu «krampfen», damit sie ihr schmuckes Häuschen behalten und einmal pro Jahr in den Urlaub fahren können. Und um gewisse Statussymbole gegen aussen vorweisen zu können. Und zu diesem Status gehört eben auch, dass man Austauschstudenten hat. Sie wollen damit zeigen: wir sind offen für Internationales. Aber de facto ist diese Offenheit ziemlich begrenzt. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sie sich wirklich für mein Land interessierten, und wenn ich etwas erzählen wollte, habe ich rasch gemerkt, dass sie gar nicht richtig zuhörten.

Waren sie einmal in der Schweiz?

Nein, aber letztes Jahr in Deutschland. Und in Spanien und Finnland waren sie auch schon.

Die Highschool

Die Familie hast du also ambivalent erlebt. Wie war es in der Schule?

Die Highschool habe ich auch nicht so positiv erlebt. In einer kleinen Stadt wie dieser hat es nur wenige ausländische SchülerInnen. «In» waren die Supercoolen, die haben den Ton angegeben.

Hat man dich als Fremde aufgenommen oder eher ausgegrenzt?

Man hat mich schon aufgenommen und war auch neugierig, woher ich kam. An-

fangs wurden mir viele Fragen gestellt, aber das Interesse liess rasch nach. Ich merkte bald, dass es zum Beispiel eine reine Floskel war, wenn jemand sagte, man könnte ja einmal etwas abmachen. Ich war auf jeden Fall froh, dass es noch andere AustauschschülerInnen hatte an dieser Schule.

Du hast dich also mehr mit diesen zusammengetan?

Ja. Meine beste Freundin war Janne aus Brasilien – die habe ich dann eben später in ihrer Heimat besucht. Carina kam ebenfalls aus Brasilien, Lara aus Neuseeland, Bolivar aus Ecuador, Charlotte aus Schweden und Buzz aus Mazedonien.

Das sind doch auch sehr unterschiedliche Kulturen. Aber ihr habt trotzdem das Gefühl gehabt, untereinander mehr Gemeinsames zu haben als mit den Amerikanern?

Auf jeden Fall. Wir befanden uns ja auch alle in der gleichen Situation. Wir waren alle in einem fremden Land. Dadurch kam es zu guten Gesprächen, über unsere Länder, aber auch darüber, wie es ist, die amerikanische Kultur nicht zu verstehen oder sein eigenes Land zu vermissen.

Welches ist der grösste Unterschied in der Mentalität zwischen amerikanischen Jugendlichen und Jugendlichen in der Schweiz?

Jugendliche haben in der Schweiz wesentlich mehr Freiheiten als in den USA. Zum Beispiel darf man dort keine Zigaretten kaufen, wenn man noch nicht 18 ist, oder bekommt unter 21 keinen Alkohol. In dieser Region gibt es nur einen einzigen Club, in den man aber erst ab 18 eingelassen wird. Das führt dazu, dass die Jungen in Amerika vieles im Versteckten machen. Man macht private Partys, die Jugendlichen treffen sich bei jemandem zu Hause. Sie gehen nicht in den Ausgang, um zu tanzen. Weil man schon ab 16 Auto fahren darf, sind viele Jugendliche mit dem Auto unterwegs; das heisst, sie fahren einfach so rum, und wenn sie jeman-

den treffen, halten sie an, um ein wenig zu «chatten», zu plaudern, dann wird weitergefahren, um an einer anderen Ecke andere zu treffen und so weiter. Das fand ich ziemlich schräg.

Und die Gespräche, die geführt werden, sind ähnliche Gespräche wie bei uns?

Von den Themen her wohl schon. Aber der Stil ist anders. Man gibt sich absolut cool, versucht, den Grosskotz rauszuhängen. Das Auto ist das totale Statussymbol. Wenn du einen coolen Wagen hast, bist du «in». Bei uns bist du auch cool, wenn du ein lässiges Fahrrad hast. Dort ist es so, dass du komisch angeschaut wirst, wenn du kein Auto hast. Niemand geht zu Fuss oder nimmt den Bus. Und selbst die kürzesten Distanzen werden im Auto zurückgelegt.

Hattest du am Anfang deines Aufenthaltes einen Kulturschock?

Ja. Alles ist weitläufig und riesig: die riesigen Highways mit den vielen riesigen Trucks mit riesigen Rädern. Der riesige Kühlschrank und die Dreiliter-Milchpackung, die man kaum halten kann. Ich kam mir vor wie ein Zwerg. Meine Gastfamilie beklagte sich immer, dass ich nichts essen würde. Ich sei ein Afrobaby. Aber die riesigen Portionen, die man mir vorsetzte, hätte ich nie heruntergebracht.

Welche Bilanz ziehst du im Nachhinein? Was hast du gelernt? Ist es dir gelungen, ein «fremdes Land» kennenzulernen?

Es hat mir sehr viel gebracht, vor allem für meine eigene Persönlichkeit. Ich habe

gelernt, mich in einer fremden Umgebung zu behaupten und auch schwierige Situationen durchzustehen, alleine mit etwas fertig zu werden. Man gewinnt vor allem Selbstständigkeit.

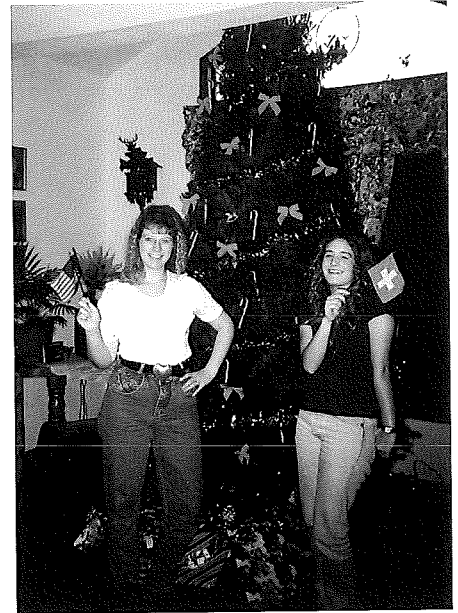
Natürlich hatte ich auch Heimweh, vor allem in den schwierigen Momenten, wo ich mich alleine fühlte und niemanden um mich hatte, der mich verstand und mir helfen konnte.

Trotz schwieriger Zeiten also eine positive Bilanz?

Ganz sicher. Ich bin überzeugt, diese Erfahrung tut jeder und jedem gut. Ein weiterer positiver Punkt ist natürlich auch die Sprache. Du lernst eine Fremdsprache nur dann wirklich, wenn du im Sprachgebiet lebst und niemanden um dich herum hast, der deutsch spricht.

Worauf müssen junge Leute achten, wenn sie sich für ein Auslandjahr entscheiden? Wer ist überhaupt geeignet dafür?

Wie gesagt, diese Erfahrung würde allen gut tun, aber es ist wohl nicht jede und jeder dafür geeignet. Man muss es vor allem wirklich wollen, denn nur dann ist man motiviert und neugierig genug, sich anzupassen. Sonst entwickelt sich rasch eine innere Ablehnung, und dann wird es für alle Beteiligten sehr mühsam. Und dann solltest du vielleicht nicht gerade jemand sein, der (noch) sehr an der Familie hängt. Ich hänge natürlich auch an meiner Familie, war aber schon vorher relativ selbstständig.



Christmas auf schweizerisch-amerikanisch oder amerikanisch-schweizerisch.

Welche deiner Erwartungen haben sich als total unrealistisch herausgestellt?

Vor allem, wie schon gesagt, meine Erwartungen bezüglich der Offenheit der US-Amerikaner. Sie sind offen, sie kommen auf einen zu, fragen dich, woher du kommst, sagen: Oh, Switzerland is beautiful, aber schlussendlich geht es ihnen recht «am Arsch vorbei», um es einmal drastisch auszudrücken. Sie haben einen sehr engen Horizont, die Welt besteht für sie vor allem aus Amerika. Das merkt man zum Teil an ihren Fragen. Sie wollen zum Beispiel wissen, ob wir in unserem Land auch englisch sprechen. Oder sie haben bei Janne und mir immer wieder verwechselt, wer aus der Schweiz und wer aus Brasilien kommt, was man nur schon vom Optischen her sehen konnte.

Könnte deine berufliche Zukunft mit dem Reisen zu tun haben?

Ja, ganz sicher. Ich weiss einfach noch nicht was. Es gibt viele Möglichkeiten, und ich habe mich auch noch nicht genügend informiert.

Könntest du dir auch vorstellen, einmal auszuwandern?

Das könnte ich mir durchaus vorstellen. Später einmal. Ich könnte ja jederzeit wieder zurückkommen. Ich möchte nicht die ganze Zeit in der Schweiz bleiben. In der Schweiz habe ich natürlich meine Familie. Aber ich könnte mir gut vorstellen, für eine Weile im Ausland zu arbeiten.

STS Student Travel Schools, Seestrasse 164, 8700 Küsnacht, Tel. 01 910 68 85. Informationen über Humboldt County, die Gegend, in der Cordula ihr Austauschjahr gemacht hat unter www.eureka-california.com/

Auf einem Kurztrip in San Francisco. Im Hintergrund taucht geisterhaft die Golden Gate Bridge im Nebel auf.

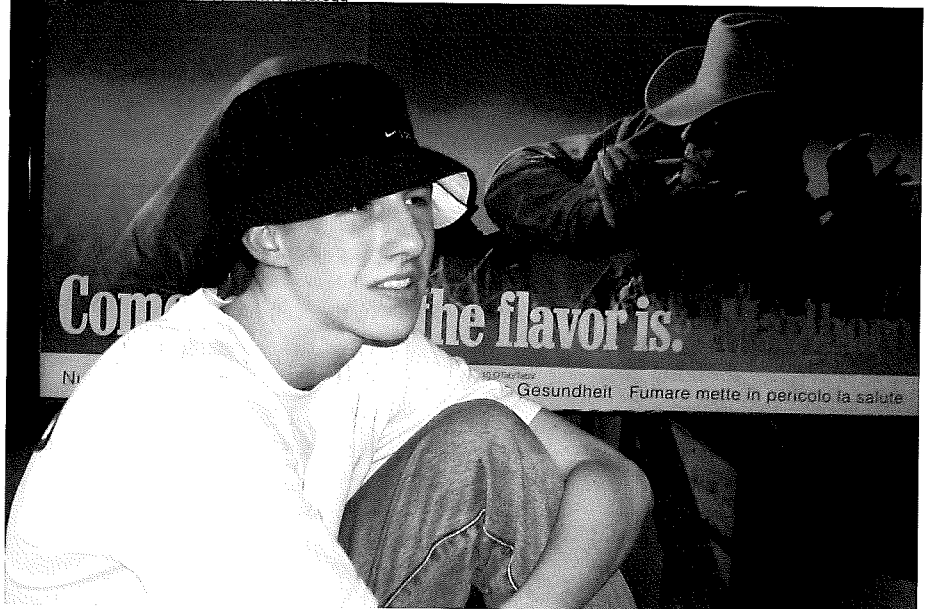


Von der vergeblichen Sehnsucht des Reisenden nach dem Paradies

Als ich letzten Winter in Thailand in den Ferien war, befand sich der Hollywood-Star Leonardo Di Caprio gerade ebenfalls in diesem südostasiatischen Land, das schon seit längerem in der obersten Liga des Welttourismus mitspielt. Der Schauspieler weilte mit seiner Crew für Dreharbeiten auf den paradiesischen Phi-Phi-Inseln südlich des Touristenmekkas Phuket. Der Bestseller «The Beach» von Alex Garland, 1996 erschienen bei Viking, London, sollte von Danny Boyle («Trainspotting») im Auftrag von Fox verfilmt werden; inzwischen ist der Thriller unter dem Titel «Der Strand» als Goldmann-Taschenbuch auch auf deutsch erhältlich.

Das Buch und vor allem die Verfilmung lösten in der thailändischen Presse und bei Umweltschützern eine Polemik aus. Die vom Massentourismus noch weitgehend unberührten Inseln – abgesehen von Tagesausflüglern aus Phuket – seien durch den Filmzirkus ökologisch gefährdet, hiess

© der Bilder in diesem Beitrag: Ulrich Anderegg



Christian Urech

es. Aber auch der Inhalt des Buches gab zu reden: Das Bild, das von Thailand und den Thais vermittelt werde, sei einseitig und durch die europäische Perspektive geprägt, schlimmer noch: eine Auseinandersetzung mit thailändischer Mentalität und Kultur finde im Buch gar nicht statt; Land und Leute dienten lediglich als Staffage, als tropisch-exotischer Hintergrund. Von der westlichen Presse allerdings wurde der Erstling des jungen Engländers (Jahrgang 1970) über den grünen Klee hinaus gelobt, die «Washington Post» sprach von einem «atemberaubend scharfsinnigen Debütroman» und der deutsche «Spiegel» verglich das Buch gar mit William Goldings «Herr der Fliegen».

Ein Roman über die Problematik des (Jugend-)Tourismus also? Ich kannte das Buch damals noch nicht, nahm mir aber vor, es im Hinblick auf diese Nummer unseres Hefts zu lesen.

In Thailand musste ich mich ständig selbst mit meiner Rolle als Tourist auseinandersetzen. Natürlich bilde auch ich mir ein, «anders» zu reisen; aber das tun alle: der Tourist ist immer der andere. Ich habe thailändische Freunde, gute Freunde, die mir die Religion, Kultur, Mentalität, Politik und Gesellschaft (und die Dynamik ihrer Veränderung!) des Landes immer wieder geduldig erklären, ich besuche regelmässig eine Familie in einer touristisch völlig unspektakulären Gegend in Zentralthailand,

ich nehme mir Zeit beim Reisen, ich habe noch nicht einmal einen Fotoapparat dabei. Trotzdem bin ich natürlich Tourist, und mein Verhalten kann sich nur gradweise vom Verhalten anderer Touristen unterscheiden. Das liegt in der Natur der Sache: einem letztlich doch nicht ganz Verstehenkönnen, das eine grundsätzliche Distanz schafft. Auch ich labe mich an der Exotik, unterliege der Faszination des Fremden, einer Art Xenophilie, die zwar sicherlich sympathischer ist als ihr Gegenstück, die Fremdenfeindlichkeit, aber eben doch nicht über ein immer etwas angestregtes Bemühtsein, einen nur allzu spürbaren guten Willen hinausgeht. Gewiss, ich kann mich bemühen, Gast zu sein, die einheimischen Sitten zu respektieren und mich ihnen anzupassen; das kann aber nicht verhindern, dass ich mich den mir fremden Verhaltensweisen immer nur linkisch und mit einem Gefühl der Unsicherheit bediene und dass ich dennoch von einem Fettnäpfchen ins andere trete. Glücklicherweise sind die meisten Thai äusserst liebenswerte, tolerante und entgegenkommende Menschen, was den Zweispalt des Touristendaseins in diesem Land für mich denn auch erträglich macht.

Auf der Strasse ist das Glück...

Zurück zum Buch. Es handelt vom Prototyp des Travellers, dem jugendlichen Rucksacktouristen, den seit Jack Kerouacs «Beat Generation» und dann vor allem seit den 68ern die Sehnsucht nach der Ferne auf die Strasse treibt. «On the road», auf der Strasse, war denn auch der Titel jenes programmatischen Buches, das Jack Kerouac bereits 1951 geschrieben hatte, das aber erst 1957 erschien und den Dichter und Umherstreifer über Nacht berühmt und zur Galionsfigur der «Beat Generation» machte. Der Roman, der sich eng an die Erlebnisse Kerouacs und seiner Freunde hielt, wurde zuerst für die US-amerikanische und dann auch die europäische Jugend zum Kultbuch der Nachkriegszeit und wegleitend für das Lebensgefühl der Hippies, die das Unterwegsein als Synonym für Freiheit und Ungebundenheit verstanden. In einer steifen, bürgerlichen, von Zwängen geprägten Welt versuchten Kerouac und seine Kumpels, «glücklich» zu sein. «Glücklich sein» hiess für sie, dass alles erlaubt ist, was Spass macht, auch wenn oder gerade weil es das Establishment («Main Street») vor den Kopf stösst. Stichworte dafür sind Tempo, Mobilität, der damals verpönte Jazz, Drogen, Sex. Diesen «Zauberworten» reisten die ewigen Tramps nach. Leben auf des Messers Schneide, «live fast, love hard, die young»; Leben um des Lebens willen; der Weg ist das Ziel.

Jede neue Generation der «Traveller» hatte und hat ihre eigenen Traumrouten und -ziele. Für die «Beat Generation» waren es zum Beispiel Marokko und Mexiko. Einer

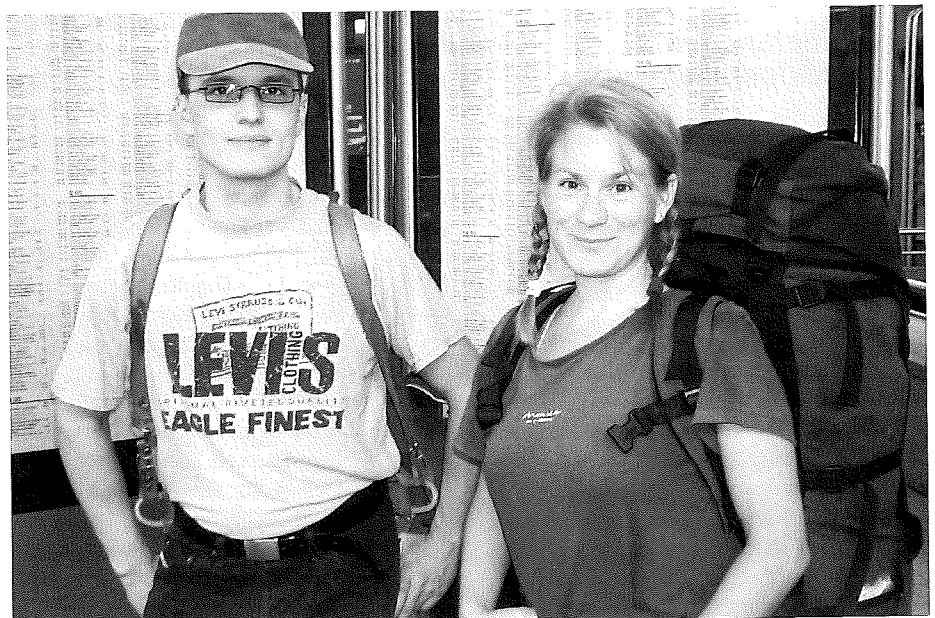
ihrer hochrangigsten literarischen Vertreter, Paul Bowles, Jahrgang 1910, blieb in Tanger hängen und lebt und schreibt auch heute noch, bald neunzigjährig, in diesem Land, in den letzten Jahren vor allem als Förderer einheimischer Autoren (er hat übrigens das gleichzeitig Faszinierende und Beängstigende des Fremdseins im Verhältnis zwischen Reisenden und Bereisten in seinen Werken immer wieder aufs Treffendste thematisiert, zum Beispiel in seinem vielleicht berühmtesten Werk, «The Sheltering Sky», das auch verfilmt wurde). Dann folgte die «grosse Morgenlandfahrt» auf dem Landweg von Europa nach Indien: Tausende waren mit Hermann Hesses «Siddharta» im Gepäck unterwegs per Bus und Eisenbahn oder im eigenen Gefährt über die Türkei, den Iran, Afghanistan nach Indien, Nepal und Sri Lanka, um sich selbst zu erfahren und den Sinn des Lebens zu entdecken, und sie strandeten schliesslich in Pokhara, Goa, Poona oder Kerala, manche für immer, gefangen in einer drogeninduzierten geistigen Umnachtung. Den Rucksacktouristen folgte die grosse Masse auf dem Fuss, und die «Traveller», die sich individualistisch gaben und vom Tourismus abheben wollten, setzten sich ab nach Südostasien, immer auf der Suche nach noch unentdeckten Paradiesen, nie dagewesenen Abenteuern und «weissen Flecken» auf der Landkarte.

Aber, wie Alex Garland in «Der Strand» schreibt: *«Lass dich auf Bali nieder, auf Ko Pha-Ngan, Ko Tao, Borocay, und die Horden werden dir folgen. Es gibt keine Möglichkeit, sie vom Planeten der Einsamkeit fernzuhalten, und wenn sie einmal da sind, hat der Countdown zum Untergang begonnen.»*

Auf Morgenlandfahrt

Ich machte meinen Indientrip anfangs der achtziger Jahre. Ich war damals 25, also selbst noch dem Segment «Jugendtourismus» zuzurechnen. Mit knapp 4000 Franken war ich gut ein halbes Jahr unterwegs: Per Autostop nach Mailand, mit dem Zug nonstop nach Istanbul, mit dem Bus über Bursa, Izmir, Bodrum, Antalya, Alanya, Mersin, Erzurum nach Täbris und Teheran. Weiter über Isfahan, Zahedan durch die unendliche Wüstenlandschaft Belutschistans bis ins staubige pakistanische Quetta. Mit dem Zug nach Lahore, nach Rawalpindi, mit dem Bus ins Swat-Tal und zurück nach Peshawar. Dann nach Indien und Nepal: Amritsar, Srinagar, Delhi, Kathmandu, Pokhara. Varanasi, Agra, Bombay, Poona, Goa. Mit meinem letzten Geld flog ich schliesslich über Warschau in die Schweiz zurück. Zehn Kilo leichter als bei meinem Abflug und mit bloss noch hundert Franken in der Tasche landete ich in Zürich, aber ich fühlte mich unendlich reich. Reich an Erfahrungen und Erinnerungen, randvoll gefüllt mit Sinneseindrücken – und froh, das alles überlebt zu haben. Ich hatte ein Abenteuer erlebt, das Abenteuer meines Lebens. In der Türkei war ich in einen Militärputsch geraten, im Iran Ayatollah Khomeinis vom ersten Golfkrieg zwischen Iran und Irak überrascht worden. In Goa, wo es damals eine nur rudimentäre medizinische Versorgung in einem völlig überfüllten öffentlichen Spital gab, hatte mir eine Amöbenruhr fast den Rest gegeben. Ich war der Armut begegnet und hatte realisiert, dass die Welt, die mir bisher so selbstverständlich erschienen war, eine Insel des Wohlstands ist. Ich

Junge Amerikaner in Zürich: «Oh, Switzerland is lovely, nice, beautiful!»





Just arrived aus dem fernen Osten: Jede Generation von jungen Touristen entdeckt die Welt für sich neu. Unsere Alltagswelt ist ihr exotisches Reiseziel.

hatte in den einfachen Herbergen der Einheimischen übernachtet, mich in ihren Garküchen ernährt, meinen verzärtelten Körper hygienischen Verhältnissen ausgesetzt, die ich mir vorher noch nicht einmal hatte vorstellen können.

Ich hatte dabei gelernt zu überleben, an meine Grenzen zu gehen, und wie ich in extremen Verhältnissen funktioniere. Zudem war es mir für einen Moment gelungen, einen distanzierten Blick – gleichsam von aussen – auf meine eigene Welt zu werfen.

Das «Ghetto» der Rucksacktouristen

Es war mir aber mit Sicherheit nicht gelungen, die fremden Menschen unterwegs wirklich kennenzulernen und schon gar nicht, ihre Art zu leben und zu denken zu verstehen – vor allem in Indien, diesem fremdesten aller Länder, nicht. Immer wieder war mir unterwegs aufgefallen, wie wenig die Rucksacktouristen wirklich den Kontakt zu der einheimischen Bevölkerung suchten und fanden. Sie suchten und fanden den Kontakt untereinander und bildeten dadurch, auf eine andere Art, genauso ein Ghetto wie die «normalen» Touristen in ihren Resorts. Ich konnte mich da nicht ausnehmen, verhielt mich genauso.

Garland beschreibt ein solches «Ghetto» in Bangkok mit folgenden Worten: «Die

Khao San Road war Rucksackland. Beinahe alle Gebäude waren zu Pensionen umgebaut, es gab klimatisierte Telefonzellen für Auslandsgespräche, in den Cafés zeigten sie brandneue Hollywoodfilme auf Video, und man konnte keine fünf Schritte tun, ohne an einem Stand mit Raubkopiekassetten vorbeizukommen. In erster Linie war die Strasse eine Schleuse für diejenigen, die nach Thailand kamen und wieder weg wollten, eine Relaisstation zwischen Ost und West.»

In Indien war mir nicht nur die Beziehungslosigkeit der (meist jungen) Rucksacktouristen zur einheimischen Bevölkerung aufgefallen, sondern sogar eine gewisse (unbewusste?) Feinseligkeit. Sie nervten sich über die als aufdringlich empfundenen, stets gleichen Fragen derjenigen Inder, die ein wenig englisch konnten. Darüber, dass geradezu ein Ausflugstourismus für Inder aus Bombay an die «Hippie-Beaches» von Goa existierte, um die nackten «Hippies» zu besichtigen, die sich da an den Stränden räckelten (diese machten sich natürlich keine Gedanken darüber, dass öffentliche Nacktheit in Indien ein absolutes Tabu darstellt). Sie ärgerten sich über die Arroganz von Beamten, Wohlhabenden und Angehörigen höherer Kasten und über die fatalistische Gleichgültigkeit der grossen Masse der Unterprivilegierten. Beinahe niemand von all denen, die da massenhaft unterwegs

waren, begriff auch nur das geringste vom bereisten Land. Der deutsche Sozialwissenschaftler Wolf Wagner schreibt dazu: «Indien setzte mir zu. Ich reagierte emotional und voller Abscheu auf Armut, das Chaos, die Distanzlosigkeit der Leute. Zuerst erklärte ich mir mein Entsetzen – wie die meisten Indienreisenden vor mir und nach mir – mit der entsetzlichen indischen Wirklichkeit und nicht mit meinen kulturellen Erwartungen.

Erst nach Monaten begriff ich, dass die scheinbaren Ungereimtheiten in der fremden Kultur vor allem Ungereimtheiten in meinem eigenen Kopf waren. Ich hatte meine eigenen kulturellen Normen und Sichtweisen für selbstverständlich und universell gültig gesetzt und mich geweigert zu akzeptieren, dass es einen Unterschied gab.» (Wolf Wagner: Fremde Kulturen wahrnehmen. Thüringen 1997. Siehe Literaturhinweise S. 40)

Das Bild der Einheimischen als Klischee

Auch in «Der Strand» werden die Einheimischen, in diesem Fall die ThailänderInnen, nur am Rand, als Staffage und als Klischee wahrgenommen, als Bedienungspersonal, beschränkte Polizisten, kleine schlitzohrige Gauner und Söldner eines Drogenpflanzers. Zu einer wirklichen Begegnung,

zu einem echten Gespräch zwischen einem der westlichen Protagonisten des Buchs und einem Einheimischen kommt es kein einziges Mal. Als Richard, die Hauptfigur des Romans, und seine beiden französischen Reisegefährten Françoise und Etienne auf Ko Pha-Ngan ein Boot mieten wollen, mit dem sie den sagenumwobenen Strand auf einer «verbotenen» Insel im Nationalpark finden wollen, geraten sie an einen Typen, der als «Eierdieb» beschrieben wird: *«Der Mann war die thailändische Version eines englischen Kleinganoven. Er war nicht mager und wieselartig, mit bleistiftdünnem Schnurbart und grellem Anzug, sondern klein und dick und trug stonewashed-Röhrenjeans, die in riesigen Reebok-Turnschuhen steckten.»*

«Das lässt sich machen», zitierte er aus dem internationalen Sprachführer für Unternehmer: «Natürlich, ja.» Er grinste und machte mit beiden Armen eine ausladende Geste. Gold funkelte in seinem Mund.»

Als sie dann glücklich auf dieser Insel gestrandet sind, geraten sie unverhofft in eine riesige Marihuanapflanzung, die von thailändischen «Söldnern» bewacht wird: *«Erst sah es so aus, als würden wir sie gar nicht zu Gesicht bekommen, aber dann knackte ein Zweig, und ein Mann trat auf das Feld hinaus, dicht neben der Stelle, an der Etienne und ich noch ein paar Minuten zuvor gestanden hatten. Er war jung, vielleicht zwanzig, und gebaut wie ein Kickboxer. In seinen nackten Oberkörper waren Muskeln gemeißelt, und er trug eine Militärhose, dunkelgrün und ausgebeult, mit aufgenähten Taschen an den Beinen. Er hielt eine lange Machete in der Hand, und über seiner Schulter hing ein automatisches Gewehr.»*

Wie gesagt: «Der Strand» ist ein Thriller, spannende Unterhaltungsliteratur, ohne Zweifel, und erhebt damit sicher nicht den Anspruch, der thailändischen Wirklichkeit gerecht zu werden. Dass dieses Buch darüber hinaus eine fundamentale Problematik des (Alternativ-)Reisens treffend illustriert, zeigt eine kurze Zusammenfassung des Inhalts.

Die «Insel der Träume»

Der junge Engländer Richard gehört der Mittelschicht an, denn *«Rucksackreisen ist eine Sache der Mittelschicht (...). Das lässt sich mit Zeit und Geld erklären, und mit dem freien Jahr, das man zwischen Schule und Universität einlegen kann. Während dieser Zeit macht man ein paar Monate lang irgendeinen öden Job, und dann fährt man noch eine Weile in die dritte Welt, um sich selbst zu entdecken. Sich selbst entdecken, den Horizont erweitern ... das sind die Einfälle, die aus der Musse geboren sind. Typisch für die Mittelschicht und bestimmt kein Zufall.»*

In Bangkok trifft Richard auf den mysteriösen Duck, der ihm nach seinem Suizid eine Karte, auf die er die ungefähre Lage der Insel mit «dem Strand» in einem Naturschutzgebiet eingezeichnet hat, hinterlässt. Zusammen mit Etienne und Françoise macht er sich auf, den geheimnisvollen Strand zu finden, der nur von einigen Eingeweihten bewohnt und vom Massentourismus noch völlig unberührt ist. Als ihnen das nach etlichen Abenteuern und Strapazen endlich gelungen ist, glauben sie, am Ziel ihrer Träume angelangt zu sein: weisser Sand und farbige Korallengärten, ein majestätischer Wasserfall, umringt von tropischem Dschungel, und ein buntgemischtes Häufchen von Leuten aus aller Welt, die hier ihr Lager aufgeschlagen haben. Es ist das reinste Paradies. Und dieses Paradies kann nur eines bleiben, wenn es unentdeckt bleibt. Zwar teilen die Aussteiger aus dem Westen die Insel mit den bereits erwähnten Drogenanbauern, aber die haben ebenfalls kein Interesse daran, entdeckt zu werden, und so kommt es zu einer mehr oder weniger spannungsfreien und allerdings auch beziehungslosen Koexistenz. Durch ihr Bemühen nach Abgeschlossenheit entwickelt sich im Camp der Aussteiger aber eine Gruppendynamik, die immer destruktiver wird und die Gemeinschaft schliesslich in den Untergang treibt. Es ist der Hass auf die Mechanismen der touristischen Erschliessung, der die Gruppe zuerst in die Isolation und dann in die Selbstzerstörung treibt, weil sie letztlich an ihrer eigenen inneren Widersprüchlichkeit zerbricht. Sie begreifen nicht, dass «der Strand» ihnen nicht gehört, nicht gehören kann. Ich-Erzähler Richard beschreibt das treffend anhand der Gefühle, die ihm bei einer Einkaufstour an einem Strand von Ko Pha-Ngan übermannen: *«Meine Verlegenheit hatte sich rasch in Wut verwandelt. Vorher hatte ich Hat Rin mit unbeteiligter Neugier angesehen, aber jetzt betrachtete ich es mit Hass. Ich spürte die Scheisse um mich herum: Thais mit Haifischlächeln, unbekümmerten Hedonismus, allzu angelegentlich verfolgt, als dass er echt gewirkt hätte. Und vor allem den Gestank des Verfalls. Er hing über Hat Rin wie die Sandfliegen über den Sonnenbadenden, umrahmt vom Geruch aus Schweiss und süßem Sonnenöl. Die Rucksackfreaks, die was auf sich halten, waren bereits zur nächsten Insel in der Kette weitergezogen, die Angepassteren fragten sich, wohin das urtümliche Leben verschwunden war, und die Touristenhorden schickten sich an, über die frisch ausgelatschten Pfade einzufallen.»*

Zum ersten Mal begriff ich die wahre Kostbarkeit unseres verborgenen Strandes. Bei der Vorstellung, dass das Schicksal Hat Rins auf die Lagune übergreifen könnte, gefror mir das Blut in den Adern. Ich begann die dunkelhäutigen Gestalten, die um mich herum lagerten, zu mustern, als fotografier-

te ich den Feind, ich machte mich mit ihrer Erscheinung vertraut, registrierte sie alle.»

«This book is not about Thailand»

«This book is not about Thailand», sagte mein thailändischer Freund, der eine Rezension über «The Beach» in einer thailändischen Zeitschrift las, auf meine Frage hin reserviert. Und er hat recht: Dies ist wirklich kein Buch über Thailand. Es ist aber ein Buch über den Tourismus, den es in dieser Form tatsächlich gibt, über die Arroganz dieses Tourismus auch, der sich doch aufgeklärt gibt und «alternativ» nennt, aber es ist ebenso ein Buch über die verständliche, letztlich immer unstillbare und widersprüchliche Sehnsucht des Reisenden. Es ist die vergebliche Sehnsucht des Menschen auf seiner Lebensreise nach dem Paradies.

Alex Garland: Der Strand. Goldmann Taschenbuch, München 1999.

Eines der besten Bücher zum Verständnis der thailändischen Mentalität ist der humorvoll geschriebene und spannend zu lesende Titel «Reisegast in Thailand» von Alice Aarau/Robert und Nathapa Cooper, erschienen 1991 bei Iwanowskis Reisebuchverlag. Die «Reisegast-Reihe» besteht weniger aus klassischen Reiseführern, sondern eher aus «Kulturführern». Sie geben unentbehrliche Tipps für ein verständnisvolles Verhalten in fremden Kulturen. Die Autoren, die Land und Leute bestens kennen, geben Hinweise zum Verstehen und Erleben eines anderen kulturellen Umfeldes. Diese Reihe ist deshalb bestens geeignet für all jene, die ein Land von Grund auf kennenlernen wollen – auch für junge Reisende.

«Kulturschock ist ein Bewusstseinszustand im Wandel, ein Zustand, in dem sich die Sinne neuen Wahrnehmungen öffnen. Der Betroffene wird sich seines eigenen Verhaltens neu bewusst. Was er jahrelang für angemessenes, höfliches und freundliches Betragen erachtet hat, kann nun als verquer, rücksichtslos oder gar feindselig aufgefasst werden. Er befindet sich in einer Phase, in der seine bisherige Lebenserfahrung nicht länger mit den Werten seiner Umwelt übereinstimmt.

Kulturschock ist wie Verliebtsein eine zeitweise Verrücktheit. Das schönste und zugleich traurig stimmendste Gefühl auf Erden. Eine Erfahrung, welche das Leben abrundet.

Alice Aarau/Robert und Nathapa Cooper in: Reise-gast in Thailand. Iwanowskis Reisebuchverlag, Dormagen 1994.